

Vom Schloß ist nicht viel zu sehen: ein massiger runder Turm und ein paar Seitenwände, das Ganze dem Baruther Schloß sehr ähnlich. Vielleicht war es ehemals auch eine Wasserburg; der schilfbewachsene Teich davor, der in seiner seitlichen Ausbreitung garnicht zu übersehen ist, läßt diese Vermutung aufkommen.

Nach einem schnellen Blick in den geräumigen Rittergutsbof verlassen wir das Dorf und schlagen einen verbotenen Weg ein, der sich durch ein Birken- und Buchengehölz zieht, durch das der Spiegel eines großen Teiches glitzert. Doch bald verlassen wir diesen Weg wieder, er würde uns zu weit rechts führen. Deshalb zweigen wir links ab und überschreiten auf einer primitiven Steinbrücke das Jahmener Flützchen. Dabei machen wir eine sonderbare Entdeckung: auf einem Sandhaufen lagen eine Menge schwarzgrün und miloriblau gefärbte Steine, denen man aber unverkennbar die künstliche Bereitung ansah. Mein Freund erklärte sie daher auch als Glasflüsse oder doch zumindestens Schmelzprodukte und Überbleibsel aus der Zeit, da in dieser Gegend Öfen zum Schmelzen des Raseneisensteins gestanden haben. Doch liegt diese Zeit schon Jahrzehnte zurück.

Kurz vor dem Heuteich, dem größten der Gruppe, erregte noch eine Kiefernart, die keiner von uns je wo anders schon gesehen hatte, unsere Aufmerksamkeit. Die Stämme waren fast buchengrau, die Nadeln sammetweich und von einem intensiven Ostgrün. Der Waldboden leuchtete rostrot infolge der Schicht vertrockneter Nadeln.

Die große Wasserfläche des Heuteiches war bis auf eine kleine Pflüze eingeschrumpft. Das Schilf war schon geschnitten. Bis an den Rand der Pflüze konnten wir in ihm herumlaufen. Eine ganze Anzahl der verschiedenartigsten Muscheln wurde dabei unsere Beute. Eine dünne Eisschicht lag auf dem Wasser, über das das Knarren eines Wagens, welcher Schilf abfuhr, vermischt mit den „Hüh“-Rufen des Rutschers, metallisch hart und doch weltfern herüberklang.

Abzugs- und Bewässerungsgräben liefen am Teichdamm dahin. Schwärme von Weißfischen zogen darin umher. Sicher und gewandt glitten sie durch das Wasser. Blitzschnell waren sie auseinander, verkrochen sich spurlos in den Schlamm, als der Wanderstock meines Freundes ins Wasser tauchte. Bald aber waren sie wieder da.

Doch wir sollten noch größere Mengen schauen. Langsam am Teiche dahingehend, gelangten wir an den Schützen. Da sauste aus dem tiefer gelegenen Graben ein blauer Blitz, huschte dicht über dem Wasser hin und war verschwunden: ein Eisvogel. Alle stürzten wir an den Graben. Eine ungeheure Menge kleinerer und größerer Weißfische drängte sich in seiner Höhlung. Eine quabblige, zappelige, grau-grüne Masse wogte und bebte da hin und her, hob und senkte sich, als wenn tausend und abertausend Körper zu einem sich vereinigt hätten, und sich doch nach eigenem Willen bewegen wollten. Überall war Bewegung. Die Augen konnten garnicht so schnell folgen. Silberweiße Bäuche blitzten auf, grüne Rücken wurden von der Masse der daruntersteckenden Fische aus dem Wasser gehoben. Meinen beiden Freunden sprühte die Jagdlust aus den Augen. Wer sollte bei diesem Reichtum auch ruhig bleiben als alter, passionierter Fischjäger.

Eine weite Strecke schritten wir am Graben entlang. Zwei bis drei Eisvögel stellten wir dabei fest. Aber wie ein Blitz jagten sie hart über dem Wasser hin und waren verschwunden, eh die Augen sie recht erkannt. Der kurze, markante Schrei, den sie ausstießen, paßte ganz zu ihrem scheuen Wesen.

Ein Eisenbahnzug donnerte irgendwo durch die Landschaft. Lange noch grollte sein Lärm hinter ihm her. Drüben über der Straße tauchten Klitten, Kleindösa auf, und weiter links Jahmen. Dort lag die Bahnlinie Falkenberg-Kohlfurt. Wir aber schritten den Wiesenweg nach Raschel hinunter.

Ein Heidedorf wie alle andern. Nur daß auch hier die durch den Krieg und die Geldentwertung bedingte Wohlhabenheit der Bauern die alten stillvollen strohgedeckten Lehmhäuschen niederreißen und dafür nüchterne, stadtmäßige Ziegelbauten errichten läßt. Da freut man sich wirklich mit ganzem Herzen, wenn man noch so ein Bild sieht, wie es sich uns an einer Wegbiegung überraschend bot: eine niedrige, halbverfallene Kute, so niedrig, daß die Leute beim Dreschen gebückt stehen mußten. Das Strohdach war ganz aus dem Gleichgewicht gekommen, tief war es dem Haus ins Gesicht gerutscht. In beiden Seiten des Mittelbaues aber waren ebenso windschiefe und verfallene Schuppen angebracht. Ein echtes rechtes Heidebild, das seine volle Schönheit noch durch das klipp-klapp-klapp des Dreschfloes erhielt.

Wieder nahm uns Wald auf. Aber durch eine Lichtung schlüpfen wir ins Freie und folgten dann einem Wiesenweg, der an zwei einsamen Gehöften vorbeiführte, hinter denen charakteristisches Gestrüpp die Rascheler Teiche ankündigte.

Schon Geschautes wurde hier wieder wahr: die Teiche waren abgefischt, ein geringer Wasserrest war zurückgeblieben, in dem seichten

Wasser der Abflüsse drängten sich wieder die Massen der Weißfische, untermengt mit halbstarren, fetten Fröschen. Auf einem der Dämme stand noch der Schlafwagen, den die Teichwärter zur Fischzeit benutzen. Ein Hauch von Verwesung lag in der Luft. Der kam von den vielen Fischleichen, die umherlagen.

Schneller, als wir es geglaubt, hatten wir einen Ausweg aus dem reuellos zerklüfteten Teich gefunden. An einem Stück niedergebrannten Wald vorbei, gelangten wir auf eine Schneise, der wir folgten. Autohufe und Wagengerassel kündeten eine nahe Straße an. Aber als wir aus dem Walde traten, lag das sächsische Ruhetal mit seinem knappen Duzend Häuschen vor uns. Doch das war ein bekanntes Gebiet für uns. Ohne den Ort zu berühren, schritten wir einen Wiesenpfad, der nach der Staatsstraße führte, entlang. Bald grüßten wir freudig unsere liebe Spree, die sich sanft durch das ebene Gelände windet. Aber die alte hölzerne Brücke hielten wir Einzug in Lieske, nachdem wir uns noch über das geschmacklose Kriegerdenkmal geärgert hatten.

Den Arger spülte aber eine Tasse heißen Kaffees im Gasthause, in dem wir eingekehrt sind, bald hinab. Auch ein gutes Wurstbrot stimmt den Magen veröhnlicher, und eine lebhaft Unterhaltung würzt die halbständige Rast.

Dann aber müssen wir weiter. Knappe zwei Stunden Zeit haben wir nur bis Grohdubrau. Die Straße ist schön, sie gefällt mir von allen Landstraßen der Umgegend am besten. Kurz hinter Lieske ist sie noch ganz ein Heidekind: Birken stehen am Wege, weißgraue Sanddünen breiten sich aus, der Straßengraben ist mit einem dicken Belz von verblühten Heidekrautbüscheln besetzt, und silbergraue Teichaugen blinken neugierig durch das Ufergebüsch.

Dann bleibt dies alles zurück; die Straße wird herber in ihrer Physiognomie. Wir kommen schnell voran. Es ist ein herrliches Schreiten. Selbst der Himmel macht sich auf den Abend noch schön: im Westen flammt ein riesiges gelbes Tor, in das kahle Baumkronen mitten hineinragen. Dabei schleicht leise schon die Dämmerung aus den Wäldern. Sie blinzelt uns traulich an, als wir durch Commerau gehen. Mein Sinn ist ganz auf das gelbe Tor mit den Baumkronen gerichtet. Ich fühle, es ist ein seltsames Schreiten in diesen Abend hinein, das himmlische Flammenmal vor Augen.

Fünf Minuten vor fünf sind wir in Grohdubrau. Der Zug steht hell erleuchtet auf dem Gleis. Leute gehen auf und ab, aber der Schalter ist noch geschlossen. Was soll das heißen? „Der Zug geht erst in einer Stunde, im Fahrplan ist ein Druckfehler.“ Das war peinlich. Eine volle Stunde saßen wir nutzlos im kalten Zug.

Aber schön war sie doch, die Fahrt durch die wintergraue Heide. Das Schönste aber ist doch, daß ich wieder neue Wege in meiner geliebten Heide kennengelernt habe. Wege, die ich in Bälde junge, manderfrohe Menschen führen will! . . .

— Die Vogelstellerei wird im Frühjahr wohl am ärgsten betrieben; namentlich an Sonntagen beim Morgenrauen kann man die Vogelsteller bei ihrem freudhaften Gewerbe überraschen. In gewissenlosen Vogelhändlern finden sie jederzeit willige Abnehmer für die der heimlichen Natur geraubten Schätze. Die von den Vogelhändlern früher meist gebrauchte Ausrede, die feilgebotenen Vögel (Blau- und Rotkehlchen, Nachtigallen, Grasmücken, Rotschwänze, Steinschwäger, Zaunkönige, Zeisige, Hänflinge, Finken, Ammern, Stieglitze usw.) seien aus Böhmen eingeführt, kann jetzt nicht gelten. In Böhmen blühte die Vogelstellerei wohl früher üppig. Die Grenzsperr macht es aber zur Gewißheit, daß die jetzt verkauften Vögel nicht aus dem Auslande eingeführt sein können, sondern bei uns gefangen worden sind. Man bringe Vogelsteller und gewissenlose Händler, welche die Plündererei der heimischen Natur betreiben oder ihr Vorschub leisten, rücksichtslos zur Anzeige. Vogelfang und unberechtigter Handel werden mit Geldstrafe oder mit Haft bestraft.

Siedlungsgeschichtliche Betrachtungen aus der Oberlausitz.

Von Dr. phil. Walter Frenzel, Leipzig. Mit zwei Karten und einer doppelseitigen Bildertafel. Sechzig Seiten stark, oktav. Druck und Verlag der Oberlausitzer Heimatzeitung, Reichenau, Sa. Zwölf wertvolle Kapitel sind es, die den Leser erfreuen: 1. Das Landschaftsbild der Oberlausitz vor 1000 Jahren, 2. Seit wann leben Menschen in der Oberlausitz usw. Der Verfasser beginnt mit diesem Büchlein eine Folge von 18 Schriften aus dem Gebiete der oberlausitzischen Vor- und Frühgeschichte, Anthropologie, Volkskunde und Quartärgeologie, die unter dem Titel: „Oberlausitzer Heimatstudien“ im gleichen Verlage erscheinen werden. In kurzer Zeit wird das 2. Heft: „Klima und Landschaft der Oberlausitz seit Beginn der Quartärzeit“ den Siedlungsgeschichtlichen Betrachtungen folgen. Der herzliche Wunsch geleite das Büchlein auf seinem Wege: Es möge recht vielen der Wegweiser sein, selbst die Heimat suchend zu finden.